Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 67 (2017)

Heft: 1

Artikel: Erste Dopingdiskussionen in der Schweiz an den Beispielen Coramin, Cardiazol und Pervitin (1925-1945)

Autor: Aeschimann, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-685852

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erste Dopingdiskussionen in der Schweiz an den Beispielen Coramin, Cardiazol und Pervitin (1925–1945)

Walter Aeschimann

The First Discussions on Doping in Switzerland with Coramin, Cardiazol and Pervitin as examples (1925–1945)

The term *doping* emerges from 1900 onwards in texts, and was, at first, described indifferently. Later, it was given a moral aspect, but was viewed with curiosity rather than indignation. During the interwar period a (doping) discussion arose, linking (specific) pharmaceuticals and experts, especially in sports medicine, a new discipline that had evolved from hygiene and military medicine. On the whole, the discussion was limited to scientific aspects. Initially, only substances that were toxic and health-damaging were considered doping. This paper discusses this, using Coramin and Pervitin as examples. Its focus ranges from the quasi-public approach to improvement in performance in sports to, at first, contradictory arguments and, finally, to the *lost innocence* of sports medicine. At least from 1945 onwards, with the invention of highly effective drugs, such as anabolic steroids and amphetamines, and under the influence of war medicine the ethical limits in sports medicine were transgressed and the health of athletes was sacrificed to higher national objectives. This paper also reveals that, already in the late 1930s, leading sports physicians attributed an exceptional position to professional high-performance sport, and considered it as detached from popular sport and closer to war deployment. Anything must be allowed – irrespective of the athletes' health. Last but not least, this paper shows that, right from the beginning, sports medicine claimed the prerogative of interpretation of doping.

Menschen steigerten ihre Leistungen, bevor das Wort Doping gebräuchlich wurde. Die Germanen belebten sich mit Fliegenpilzextrakten, die Inkas mit Cocablättern, antike Athleten glaubten an die Kraft von Stierhoden, die Krieger des Mittelalters an koffeinhaltige Extrakte. Der Begriff Doping tauchte im Zusammenhang mit dem Menschen in ersten

Imfeldstrasse 83, 8037 Zürich, walter.aeschimann@gmx.ch

Schriften Anfang des 20. Jahrhunderts auf. Massenmedial ins öffentliche Bewusstsein drang er erst ab den 1960er Jahren. Doping bedeutete die Einnahme von künstlichen Substanzen und die Anwendung von unerlaubten Methoden zur Steigerung der Leistungsfähigkeit. Der Begriff bezog sich meist auf den Hochleistungssport und war mit der Bedeutung *verboten* und *moralisch verwerflich* versehen. Das war nicht immer so. Dieser Artikel geht der Frage nach, wie zwischen den Weltkriegen in wissenschaftlichen Fachdisziplinen erste Dopingdiskussionen in der Schweiz entstanden. Der Sport entwickelte sich in der Zwischenkriegszeit zum Freizeit- und Massenphänomen und differenzierte sich in Teildisziplinen aus. Für einige wurde der Sport zum Beruf, für viele Teil der Alltags- und Populärkultur. Der Sport begann nun unter dem Einfluss der Massenmedien alle Lebensbereiche zu durchdringen und wurde zunehmend auch zu einem bedeutenden Zweig der Freizeitökonomie. Erfolgreiche Athleten schliesslich genossen Starstatus und galten als wichtige Rollenträger nationaler Identität und Vorbilder für die Jugend in ethischer Gesinnung und körperlicher Ertüchtigung.

Parallel zur Popularisierung des Sports entwickelten sich neue Leistungsdiskussionen, mit der Verwissenschaftlichung des Sports differenzierte sich in den 1920er Jahren auch eine neue wissenschaftliche Teildisziplin aus: die Sportmedizin. Die Naturwissenschaften hatten bisher den Sportathleten als Untersuchungsobjekt im Dienst der Hygiene-, der Arbeits- und allenfalls der Kriegsmedizin betrachtet.[1] Die neue Disziplin befasste sich nun exklusiv mit dem professionellen Hochleistungssport, der sich den Prinzipien von Leistung, Wettkampf, Siegermentalität und Rekord unterordnete. Die Sportmedizin untersuchte und erforschte den Athletenkörper, um die Befunde einem gezielten Training, der Prävention, der Therapie und letztlich der Leistungssteigerung zuzuführen. Zu den leistungssteigernden Massnahmen zählte auch der Einsatz von Pharmaka.

Bis anhin wurden Pharmaka und andere leistungssteigernde Mittel mehrheitlich von Trainern und Betreuern an die Athleten abgegeben. Nun begannen Sportmediziner die Verfügungsmacht über den Einsatz von Pharmaka im Sport zu reklamieren. Sie führten erste Dopingdiskussionen und versuchten sich an Definitionen. Dieser Beitrag geht den zentralen Akteuren dieser Diskussionen nach. Er untersucht die Argumentationen, die Netzwerke und versucht Konstanten und Brüche in den Argumenten auszumachen. Insbesondere interessiert, wie die Populari-

1 John Hoberman, Mortal Engines. The Science of Performance and the Dehumanization of Sport, New York 1992.

sierung des Sports in der Gesellschaft, die zunehmende Wirkungsmacht der Pharmaka und der beginnende Zweite Weltkrieg den Leistungsgedanken im Sport beeinflusste – und damit letztlich die Akzeptanz von Dopingmitteln.

Die ersten Doping-Diskussionen führten Sportmediziner und Physiologen anhand von Analeptika wie Coramin, Cardiazol oder Pervitin. Zwar wurde schon früher über Möglichkeiten der künstlichen Leistungssteigerung diskutiert, etwa an den Beispielen Alkohol, den Vitaminen oder ob mittels Aufenthalt in grossen Höhen und dem Einsatz einer künstlichen Höhensonne leistungssteigernde Effekte zu erzielen seien.[2] Substantiell wurden die Diskussionen erst mit den erwähnten Pharmaka, weil Themen wie ärztliche Ethik, Gesundheit, Toxizität oder Differenzierungen in Berufs- und Volkssport vermehrt in die Argumentationen eindrangen. Zudem bot der wissenschaftliche Fortschritt nun ungeahnte neue Möglichkeiten, mit dem Körper zu experimentieren.

Da sich dieser Beitrag vorab auf die ersten, von medizinisch geschulten Wissenschaftlern geführten Dopingdiskussionen stützt, bot sich als primäre Quelle die *Schweizerische Medizinische Wochenschrift* an. In dieser 1871 gegründeten Fachzeitschrift wurden wesentliche Forschungsarbeiten zum Thema publiziert, erste Debatten ausgetragen oder Arbeiten referiert. Weiteres Quellenmaterial befindet sich im Nachlass von Wilhelm Knoll. Das Archiv lagert in einem nicht öffentlich zugänglichen Schrank im Keller der Bibliothek des Nationalen Sportzentrums in Magglingen.[3] Der Schweizer Wilhelm Knoll ist weltweit ein Pionier der Sportmedizin, war von 1929–1945 Professor am *Institut für Leibesübungen* der Universität Hamburg und Mitglied der NSDAP. Eine wichtige Quelle ist zudem das Referat des Schweizer Sportmediziners Gottfried Schönholzer. Er hielt es am 1. Sportärztlichen Zentralkurs 1937 in Bern.[4]

2 Auguste Forel, Alcohol und Muskelleistung, in: Correspondenz-Blatt für Schweizer Aerzte 29 (1899), S. 689ff.; Hermann Sahli, Bemerkungen zu dem Artikel von Herrn Prof. Forel. Alcohol und Muskelleistung, in: Correspondenz-Blatt für Schweizer Aerzte 29 (1899), S. 717ff.; Vortrag über Alkohol und Muskelkraft gehalten von Dr. L. Schnyder an der Sommersitzung des Medizinisch-pharmazeutischen Bezirksvereins Bern, in: Correspondenz-Blatt für Schweizer Aerzte 33 (1903), S. 661; Adolf Loewy, Über den Energieverbrauch beim Skilanglauf, in: Schweizerische Medizinische Wochenschrift 53/28 (1923), S 656–659; Beat Bächi, Vitamin C für alle! Pharmazeutische Produktion, Vermarktung und Gesundheitspolitik (1933–1953), Zürich 2009.

3 Archiv Wilhelm Knoll, Bibliothek des Nationalen Sportzentrums Magglingen, Knbr 1–650. Der Nachlass Knoll ist nicht vollständig. Er wurde durchgesehen und Schriften, die seine nationalsozialistische Gesinnung bezeugen, aussortiert. Siehe: Markus Küffer, Bundesamt für Sport Magglingen, Beitrag zur Geschichte der sportwissenschaftlichen Fachinformation in der Schweiz, 27. AGSB-Jahrestagung, Salzburg, 10.–12. April 2006.

4 Gottfried Schönholzer, Die Frage des Dopings, in: Schweizerischer Landesverband für Leibesübungen, Verbindung der Schweizerärzte (Hg.), Sammlung der Referate gehalten am 1. Sportärztlichen Zentralkurs 1937 in Bern, Bern 1938, S. 171–193.

Publikumszeitschriften sind für den untersuchten Zeitraum hingegen noch wenig ergiebig. Beigezogen wurde die Zeitschrift *Sport*, damals eine europaweit führende Fachzeitschrift und zugleich offizielles Organ des Schweizerischen Olympischen Komitees sowie die Tageszeitungen *Neue Zürcher Zeitung* und der *Tages-Anzeiger*. Wünschenswert wäre es gewesen, das Novartis-Archiv bezüglich Coramin und Cardiazol einzusehen und somit die Rolle der Chemischen Industrie und ihren Einfluss auf die Dopingdiskussionen auszuwerten. Die Chemische Industrie indes reagiert zurückhaltend auf entsprechende Gesuche.

Doping ist in der Schweiz als historischer Gegenstand kaum untersucht.[5] Dies ist kein Sonderfall, entspricht aber nicht durchgehend dem internationalen Forschungsstand. Partiell sind in anderen Ländern die Bemühungen, die Dopinggeschichte aufzuarbeiten, intensiver betrieben worden. Ein Standardwerk internationaler Dopinggeschichte ist das Buch *Mortal Engines* des US-Sozialwissenschaftlers John Hoberman.[6] Er untersuchte am Beispiel Deutschland die Rolle der Wissenschaft und beschrieb die «Entmenschlichung des Sports» als Kulturgeschichte einer Leistungsoptimierung um jeden Preis. Wichtige Arbeiten zur internationalen Dopinggeschichte lieferte auch der englische Historiker *Paul Dimeo*.[7] Nach dem Ende der DDR und der Öffnung der Akten und Dokumente des Ministeriums für Staatssicherheit wurde die Sport- und Dopinggeschichte der DDR von westdeutschen Historikern und Forschern anderer wissenschaftlicher Disziplinen differenziert aufgearbeitet. Die Akten legten staatlich verordnete Dopingprogramme offen. Hier sind Arbeiten von Giselher Spitzer, Ulrike Berendonk, Werner Franke, Gerhard Treutlein oder Andreas Singler hervorzuheben.[8] Im Nachgang der Dopingaffäre um das Team Deutsche Telekom im Jahr 2007, den Verwicklungen der Abteilung Sportmedizin des Universitätsklinikums Freiburg im Breisgau in den erwähnten «Dopingskandal» und nicht zuletzt unter dem öffentlichen Druck, mandatierte der deutsche Bundestag zwei Arbeitsgruppen, die Dopinggeschichte in Westdeutsch-

5 Ausnahme: Eric Gremmelmaier, Arzneien, die ihre eigenen Wege gehen. Die ersten Dopingdiskussionen in der Schweiz (1935–1945), Liz. hist. phil. I, Universität Zürich 2003.

6 Hoberman, Mortal Engines, 1992.

7 Paul Dimeo, A History of Drug Use in Sport. Beyond Good and Evil, London, New York 2007.

8 Giselher Spitzer, Doping in der DDR. Ein historischer Überblick zu einer konspirativen Praxis. Genese – Verantwortung – Gefahren. Wissenschaftliche Berichte und Materialien des Bundesinstituts für Sportwissenschaft (1. Aufl. 1998, 4. Aufl.), Köln 2013; Brigitte Berendonk, Doping, Von der Forschung zum Betrug, Reinbek 1992; Andreas Singler, Gerhard Treutlein, Doping im Spitzensport. Sportwissenschaftliche Analysen zur nationalen und internationalen Leistungsentwicklung, Teil 1, Aachen 2000.

land seit 1950 aufzuarbeiten.[9] Auch in Westdeutschland legten die Akten offen, dass staatlich unterstützte Institute über Jahrzehnte Dopingprogramme förderten.

In der Schweiz fehlt eine systematische Untersuchung gänzlich. Die Gründe für diese Nichtbeachtung sind vielschichtig. Die Geschichtswissenschaft hierzulande tut sich immer noch schwer mit dem Sport – was durchaus dem internationalen Standard entspricht. Selbst als in den späten 1980er Jahren der Körper in der kulturwissenschaftlichen Forschung zunehmend Beachtung fand, wurde dem Athletenkörper vergleichsweise wenig Bedeutung zugedacht. Der Fokus lag auf der Geschlechter- und Hygienegeschichte oder auf eugenischen und rassistischen Differenzdiskursen.[10] Dennoch hat eine kulturgeschichtlich angeleitete Körpergeschichte einen starken Einfluss auf die Sportgeschichte ausgeübt und «sportliche Geschehnisse nicht nur in ihrem Wechselspiel mit anderen kulturellen Leistungen und ebenso mit Wirtschaft, Politik und Herrschaft betrachtet, sondern sie als zentrale Orte gesellschaftlicher Bedeutungskonstruktion ernst» genommen.[11] Wichtige Arbeiten, die einen neuen Blick auf den Athletenkörper eröffneten, haben die Zürcher Historiker Jakob Tanner und Philipp Sarasin oder der US-Historiker Anson Rabinbach vorgelegt.[12] Sie analysierten den Körper als gesellschaftliches Produkt einer historischen Entwicklung, etwa im Zusammenhang mit modernen Fortschrittsideen im 19. Jahrhundert, mit der Verwissenschaftlichung der Arbeit, mit Perfektionierungsideen des Körpers oder mit Formen von Körper-Disziplinierung und Machtausübung. Einen wesentlichen Einfluss auf die Theoriebildung hatten nicht zuletzt auch Michel Foucaults Texte über gesellschaftliche Machtverhältnisse und

9 Zusammenfassende Darstellung zum Projekt Doping in Deutschland von 1950 bis heute aus historisch-soziologischer Sicht im Kontext ethischer Legitimation. Gefördert mit Forschungsmitteln des Bundesinstituts für Sportwissenschaft aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestags. Humboldt-Universität zu Berlin, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Münster 2013; Abschlussbericht der Expertenkommission zur Aufklärung von Dopingvorwürfen gegenüber Ärzten der Abteilung Sportmedizin des Universitätsklinikums Freiburg, Freiburg 2009.

10 Phillip Sarasin, Körpergeschichte, in: Historisches Lexikon der Schweiz. http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D48380.php (23.12.2016).

11 Matthias Marschik, Rudolf Müllner, Sportgeschichte – Geschichte des Sports, in: Matthias Marschik, Rudolf Müllner, Otto Penz, Georg Spitaler (Hg.), Sport Studies, Wien 2009, S. 255–258.

12 Philipp Sarasin, Jakob Tanner (Hg.), Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1998; Philipp Sarasin, Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914, Frankfurt a.M. 2001; Anson Rabinbach, Motor Mensch. Energie, Ermüdung und die Ursprünge der Modernität, Wien 2001.

Diskurse oder frühe Arbeiten von Eric Dunning und Norbert Elias, die den Sport «im Prozess der Zivilisation» betrachteten.[13]

Dass sich Doping und künstliche Leistungssteigerung in diesem Kontext im Zusammenhang mit der Perfektionierung des Athletenkörpers – auch unter dem Aspekt aufkommender Enhancement-Diskussionen – als historisches Thema geradezu aufdrängen müsste, scheint offensichtlich. Dass Doping in der sporthistorischen Forschung weiterhin kaum beachtet wird, hat spezifische Gründe. Doping ist als «normal accident» des heutigen Hochleistungssports zu betrachten, bedingt durch seine Fixierung auf Sieger und Rekorde und den immer grösseren Erwartungen von Publikum, Wirtschaft und Massenmedien. Doping ist ein «Konstellationsprodukt, das in der Systemlogik des Spitzensports und deren Entfesselung durch ein sportinteressiertes Umfeld strukturell angelegt ist», wie die Soziologen Karl-Heinrich Bette und Uwe Schimank feststellten.[14] Sie analysierten, dass in der eigentlichen Idee des Sports, der Olympischen Idee des Fairplay und dem Gedanken, dass Dabeisein wichtiger als Siegen sei, Doping hingegen keinen Platz habe. Dieser Widerspruch beanspruche von den Akteuren des modernen Hochleistungssports zwangsläufig eine Doppelstrategie. Im öffentlichen Diskurs werde Doping moralisiert und personalisiert, als Charakterschwäche einzelner – allenfalls als Folge eines korrupten Teilsystems – und als Missachtung sportlicher Normen dargestellt. Im «höheren» nationalen und wirtschaftlichen Interesse werde Doping jedoch, wenn nicht unterstützt, so doch toleriert und als unausweichlich akzeptiert.[15]

Es mag deshalb kaum erstaunen, dass Quellen nicht leicht zugänglich sind. Die offiziellen Schweizer Sportbehörden zeigen sich wenig kooperativ gegenüber denjenigen, die mit einem entsprechenden Forschungsvorhaben vorstellig werden.[16] Die Pharmafirmen und ihre Archivare reagieren zurückhaltend, wenn gezielt nach Quellen im Zusammenhang mit Doping gefragt wird.[17] Nicht zuletzt fehlt in der Schweiz bislang ein wirkungsmächtiger «Dopingskandal», der die offizielle Sportpolitik

13 Michel Foucault, Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt a.M. 1991; Eric Dunning, Norbert Elias, Sport und Spannung im Prozess der Zivilisation, Frankfurt a.M. 2003 (Bd. 7).

14 Karl-Heinrich Bette, Uwe Schimank, Die Dopingfalle. Soziologische Betrachtungen, Bielefeld 2006, S. 273; vgl. auch: Karl-Heinrich Bette, Uwe Schimank, Doping im Hochleistungssport. Anpassung durch Abweichung, Frankfurt a.M. 2006.

15 Ebd.

16 Walter Aeschimann, Heillos überfordert, sich selber zu kontrollieren. Die Schweiz und ihre dunkle Dopingvergangenheit, in: Neue Zürcher Zeitung, 14. September 2013.

17 Walter Aeschimann, Masse, Märkte und Macht in der Geschichte des Sports. Dopingdiskussionen am Beispiel Dianabol (1959–1970), in: Traverse. 1 (2016), S. 72–84.

unter dem Druck eines öffentlichen Interesses zwingen würde, Quellen der unabhängigen Forschung zugänglich zu machen.

Hodenextrakte – Scharlatanerie oder Wissenschaft

Der erste «Dopingfall» in der Geschichte des modernen Sports soll sich 1860 ereignet haben, als ein Radfahrer Äther auf ein Stück Zucker tröpfelte, wie der französische Sportmediziner Jean-Pierre de Mondenard berichtet.[18] Als erster Dopingtoter gilt der walisische Radrennfahrer Arthur Vincent Linton, der am 23. Juli 1896 an Typhus starb, kurz nachdem er das Langstreckenrennen Bordeaux–Paris gewonnen hatte. Sein Körper sei durch die Einnahme diverser Mittel derart geschwächt gewesen, dass sein Immunsystem versagt habe.[19] Seit 1880 sind leistungssteigernde Mischungen mit Kokain und Morphium dokumentiert. Alkoholika, Kokain, ebenso wie Theobromin (in Schokolade) aus Kakaobohnen, Theobromin und Koffein aus Kola-Nüssen, Strychnin, Nikotin, Morphium, Opium, Nitroglyzerin oder Äther sollen gebräuchlich gewesen sein.[20] Die Zeitgenossen berichteten ungeniert darüber und machten auch kein Geheimnis daraus, welche Mittel der Leistungssteigerung dienen könnten. So wurde nach dem Radrennen Paris–Rouen im Jahr 1869 in der Presse öffentlich die Frage diskutiert, welche Mittel die Leistung am effektivsten steigern würden.[21] Am Ende des 19. Jahrhunderts gab es Firmen, die für Produkte wie «l'Elixir de vitesse» oder «Vélo Guignolet» warben, die wahrscheinlich auf der Basis von Kokain und Morphium hergestellt waren.[22]

Der Begriff Doping schlich sich ab 1900 in den Athletensport ein, wertneutral als Feststellung, ohne feste Definition und moralischen Impetus. So schrieb etwa der deutsche Physiologe Adolf Loewy 1910: «Bei dem vor einiger Zeit hier durchgeführten sechstägigen Radrennen spielten Anregungsmittel, sog. Dopings, eine grosse Rolle, denen die Fähigkeit zugeschrieben wurde, Ausdauer und Kraft zu steigern und zu ausser-

18 Jean-Pierre de Mondenard, Dictionnaire du dopage, Paris 2004, S. 237.
19 Ludwig Prokop, Zur Geschichte des Dopings, in: Helmut Acker (Hg.), Rekord aus der Retorte, Stuttgart 1972, S. 22–30. Prokops Darstellung ist umstritten, siehe: Daniel. M. Rosen, Dope. A History of Performance Enhancement in Sports from the Nineteenth Century to Today, London 2008, S. 5.
20 Benjo Maso, Der Schweiss der Götter. Die Geschichte des Radsports, Bielefeld 2011, S. 235.
21 Ebd.
22 Rüdiger Rabenstein, Radsport und Gesellschaft. Ihre sozialgeschichtlichen Zusammenhänge in der Zeit von 1867 bis 1914, Hildesheim 1995, S. 153.

gewöhnlichen Leistungen zu befähigen.»[23] Der deutsche Bakteriologe Ferdinand Hueppe klassifizierte Mittel wie Alkohol, Strychnin und Arsen als «Doping».[24] Er war der Ansicht, dass moderne Menschen ohne Stimulanzien das Leben nicht mehr meistern würden. Der Berliner Sportarzt Max Willner erklärte 1913, dass man an der Dopingfrage nicht mehr gleichgültig vorübergehen könne und forderte eine verstärkte Problematisierung und Regelung.[25] Er sprach über Doping als geheimes Mittel der Trainer und zählt Alkohol, Nikotin oder Koffein auf.

Die Medizin hatte seit dem 18. Jahrhundert begonnen, den Körper zu sezieren, Nervenstränge und Muskelfasern zu studieren. Mit der beginnenden Industrialisierung im 19. Jahrhundert begannen Physiologen, auch Bedingungen abzuleiten, die leistungssteigernd wirken könnten. Der Körper wurde wie eine Maschine ausgereizt, im Dienste der Hygiene und Kriegsmedizin, schliesslich der Arbeitsmedizin, um letztlich die Arbeitskraft und damit die industrielle Produktion zu steigern.[26] Die Übergänge zur sportlichen Leistungssteigerung wurden fliessend. Adolf Loewy experimentierte mit der Ausdauerleistung von Hunden, denen er Hodenextrakte von Stieren injizierte, angelehnt an die Versuche von Charles-Edouard Brown-Séquard, Oskar Zoth und Fritz Pregl.[27] Es schien kaum Anrüchiges dabei, leistungssteigernde Substanzen zu empfehlen. Die zeitgenössischen Autoren schwankten zwischen «Scharlatanerie» und der Notwendigkeit einer Verabreichung, um die Strapazen auszuhalten. So schrieb etwa der österreichische Jurist, Schriftsteller und Radsportliebhaber Michelangelo von Zois dem Rotwein einen Nutzen zu, Arsenik lehnte er hingegen für die Sportler ab, nicht ohne ganz nüchtern auch festzustellen: «[...] der Genuss desselben ist in den Alpenländern unter den Holzknechten des Hochgebirges u.s.w üblich, um die Strapazen besser auszuhalten».[28]

23 Zitiert nach: Andreas Singler, Doping und Enhancement: Interdisziplinäre Studien zur Pathologie gesellschaftlicher Leistungsorientierung, Göttingen 2012, S. 25.
24 Ferdinand Hueppe, Sport und Reizmittel, in: Berliner Klinische Wochenschrift 50 (1913), S. 549–551.
25 Singler, Doping und Enhancement, S. 26.
26 Sarasin, Reizbare Maschinen, 2001.
27 Zitiert nach: Andreas Singler, Der Traum vom Ende der Ermüdung: Medizinische Doping-Diskurse im Kontext Moderner Risikoentwicklungen, in: Ada Borkenhaben, Elmar Brähler (Hg.), Die Selbstverbesserung des Menschen. Wunschmedizin und Enhancement aus medizinpsychologischer Perspektive, Giessen 2012, S. 117; Louis-Cyril Celestin, Charles-Edouard Brown-Séquard. Heidelberg 2014, S 202; Oskar Zoth, Zwei ergographische Versuchsreihen über die Wirkung Orchitischen Extractes, in: Eduard Pflüger, Archiv für die gesamte Physiologie der Menschen und der Tiere, Bonn 1886 (Bd 62), S. 335–373.
28 Michelangelo von Zois, Das Training des Rennfahrers für Rennbahn und Landstrasse, Berlin 1908.

Grundsätzlich, stellt John Hoberman fest, sei für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg kaum ein Bewusstsein auszumachen, Doping in einem ethischen oder moralischen Zusammenhang zu diskutieren.[29] Sportler galten zwar als ideale Versuchsobjekte, um der Wissenschaft zu dienen. Die Einsicht, den sportlichen Körper und seine Leistungsfähigkeit ausschliesslich im Dienste der sportlichen Höchstleistung zu erforschen, war noch nicht vorhanden.[30] Das änderte sich nach dem 1. Weltkrieg. Das Interesse verschob sich in Richtung gezielter Forschung, um die Leistung der «Sportsleute» besser zu verstehen und zu beeinflussen.[31] Erfahrungen im Kriegseinsatz flossen in die Diskussionen ein, etwa bei Versuchen mit Phosphorsäure.[32] Untersuchungen, ob Alkohol, die Höhensonne, die Höhenluft oder Ultraviolettstrahlen einen Einfluss auf die sportliche Leistung hätten, wurden nun gezielt an Sportlern durchgeführt, aber noch nicht unter dem spezifischen Begriff des Dopings diskutiert.[33]

Coramin – das neue Mittel der Wahl

Eine erste substantielle Dopingdiskussion entbrannte am Beispiel von Coramin. Coramin ist der Handelsname eines Analeptikums, das Nicethamid enthält, ein Wirkstoff, der stimulierend auf den Kreislauf, das Nervensystem und die Atmung wirkt und 1924 in den Ciba-Laboratorien synthetisiert wurde. Die Spezialität blieb über Jahrzehnte ein Hauptumsatzträger der Firma Ciba.[34] Aus heutiger Sicht und im Vergleich zu später entwickelten Wirkstoffen war Coramin eher harmlos. Aber dem damaligen medizinischen Praktiker, der «Kollaps-Zustände auf pharmako-therapeutischem Weg zu bekämpfen» hatte, standen bisher nur Alkohol, Äther oder Riechsalz zur Verfügung, die nicht schnell

29 Hoberman, Mortal Engines, S. 158.
30 Ebd., S. 178.
31 Angelika Uhlmann, «Der Sport ist der praktische Arzt am Krankenlager des deutschen Volkes». Wolfgang Kohlrausch (1888–1980) und die Geschichte der deutschen Sportmedizin, Frankfurt a.M. 2005; Paolo Colombani, Boris Gojanovic, Über die frühen Jahre der organisierten Sportmedizin in der Schweiz, in: Schweizerische Zeitschrift für Sportmedizin und Sporttraumatologie 61/4 (2013), S. 5–9; Knoll-Archiv Magglingen, Knbr 61, Dr. W. Knoll, Chefarzt der Bündner Heilstätte, Arosa, Ärztliche Untersuchungen von Skiwettläufern. Sonderdruck aus dem Jahrbuch Ski, Arosa 1920.
32 Schweizerische Medizinische Wochenschrift 50 (1920), S. 759. Diskutiert wird eine Buchpublikation von G. Emden, der eine «beträchtliche, am Ergostaten bestimmbare Steigerung der muskulären Leistung» nachgewiesen hatte.
33 Knoll-Archiv, Knbr 1060, W. Hering, Über den gegenwärtigen Stand der Ultraviolettbestrahlung für Sportzwecke. Strahlentherapie, Sonderabdruck, Hamburg 1928. Knoll-Archiv, Knbr 1059, Prof. Dr. A. Loewy, Über die psychologischen Wirkungen der Ultraviolettstrahlen. Strahlentherapie. Sonderabdruck, Hamburg 1928.
34 Christina Ratmoko, Damit die Chemie stimmt. Die Anfänge der industriellen Herstellung von weiblichen und männlichen Sexualhormonen 1914–1938, Zürich 2010.

genug wirkten und zu wenig intensiv seien, wie der deutsche Pharmakologe Edwin Stanton Faust in der *Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift* 1924 über Pyridin-Beta-carbonsäure-diäthylamid (Coramin) und dessen Verwendung als Analepticum schrieb.[35] Selbst beim Campher bemängelte er, dass es schwer in Wasser löslich sei und beklagte die «Nichtverwendbarkeit als Applikation per os» (über den Mund). Auch wenn Faust den sportlichen Athleten nicht in seine Überlegungen einbezog, erwähnte er jene Pharmaka, die seit 1900 im Sport Verwendung fanden und nahm jene Kriterien vorneweg, die in späteren Dopingdiskussionen zentral wurden.[36] In Versuchsreihen mit Coramin beobachtete Faust «fast momentan nach der Einspritzung äusserlich deutlich erkennbare Wirkungen». Er kam zum Schluss, dass die therapeutische Breite des Wirkstoffes in der allgemeinen Praxis eine grosse Wichtigkeit erhalten würde, die Gefahr einer Überdosis «minimal» sei, «im Gegensatz zu Strichnin» und deshalb eine «zweckdienliche Abstufung der gewünschten erregenden Wirkung» gestatten würde.[37] Zu ähnlichen Befunden kamen im selben Zeitraum auch S. J. Thannhauser und W. Fritzel an der medizinischen Klinik München und Leon Asher am Medizinischen Institut der Universität Bern.[38]

Ein möglicher Einsatz im sportlichen Wettbewerb war mit diesen Argumenten zwar nicht direkt propagiert, aber von sportaffinen Ärzten bald erkannt. Als erster berichtete der Instruktionsoffizier Dr. med. E. Isler über «Erfahrungen mit Coramin 'Ciba' in den Schulen und Kursen der Sanitätstruppen» von 1928.[39] Die Frage in diesem Text war nicht, ob eine künstliche Leistungssteigerung ethisch vertretbar sei. Ihn interessierte vorab «das vielseitige Indikationsgebiet» und wie hoch «Maximaldosen» angesetzt werden können, «ohne dass sich nachteilige Wirkung zeigte». Der Erfolg seiner Untersuchungen zeigte sich «durchwegs in einer sofortigen Besserung des Allgemeinzustandes und in einer Steigerung der Leistungsfähigkeit». Das veranlasste Isler zusammenfassend

35 Faust Edwin Stanton, Ueber Pyridin-Beta-carbonsäure-diäthylamid (Coramin) und dessen Verwendung als Analepticum, in: Schweizerische Medizinische Wochenschrift, 54/10 (1924), S. 229–232.
36 Ebd., S. 229.
37 Ebd., S. 231.
38 S. J. Thannhauser und W. Fritzel, Über Pyridin-β carbonsäurediäthylamid (Coramin Ciba) und eine neue Gruppe analeptisch wirkender Substanzen, in: Schweizerische Medizinische Wochenschrift, 54/10 (1924), S. 232; Leon Asher, Ueber Coramin und Cardiazol, in: Schweizerische Medizinische Wochenschrift, 54/23 (1924), S. 569.
39 E. Isler, Erfahrungen mit Coramin 'Ciba' in den Schulen und Kursen der Sanitätstruppen 1928, in: Schweizerische Medizinische Wochenschrift, 59/12 (1929), S. 337f.

auch festzustellen, «dass Coramin das Mittel der Wahl darstellt, um prophylaktisch den unangenehmen Kollapszuständen vorzubeugen».[40]

Die Empfehlung des «prophylaktischen» Einsatzes von Coramin provozierte keine Reaktionen, schien kein Missbrauch der Wissenschaft zu sein und weit entfernt, als Doping klassifiziert zu werden. So gab auch Wilhelm Knoll in den «Sportärztlichen Ergebnissen der II. Olympischen Winterspiele in St. Moritz von 1928» ungeniert Einblicke in sein Arsenal an Pharmaka: «Alle Sanitätsoffiziere waren mit der Arzttasche ausgerüstet und hatten zudem je eine Packung Coramin- und Digifolinampullen nebst steriler Spritze, die uns von der Fabrik 'Ciba' zur Verfügung gestellt wurden, auf sich. [...] Im Ziel mussten mehrere Leute, die sich in schlechtem Allgemeinzustand befanden, behandelt werden, wobei uns das Coramin und Digifolin der Firma 'Ciba' beste Dienste leistete [...].»[41]

Erst als der bekannte Wiener Sportmediziner und ärztliche Referent des Österreichischen Olympischen Komitees, Alexander Hartwich, 1937 vorschlug, «Calcio-Coramin in der sportärztlichen Praxis» einzuführen, provozierte dies unter Fachkollegen eine heftige Reaktion.[42] Die Diskussion entbrannte nicht in erster Linie, weil Hartwich selbst untrainierten Sportlern Coramin abgeben wollte. Ebensowenig schien sein grundsätzliches Bekenntnis zu den Aufgaben eines Sportarztes kaum einen Fachkollegen zu irritieren, obwohl es in dieser Deutlichkeit kaum jemand zuvor formulierte. Der Sportarzt, so argumentierte er, müsse beraten und überwachen. Er habe sich aber, «nebenbei bemerkt», auch mit der praktisch «belangreichen und theoretisch interessanten Frage, ob und inwieweit sportliche Leistung durch Verabreichung bestimmter Präparate gesteigert werden dürfen», zu beschäftigen. Hartwich kam zum eindeutigen Schluss, dass der Sportarzt wissen müsse, «dass Wettkampf und Höchstleistung dem Sport wesenseigentümlich sind, er darf seine Aufgabe nicht darin erblicken, seine Schutzbefohlenen – in übel angebrachter Vorsicht – an der unteren Grenze ihrer psychophysischen Möglichkeiten zu halten und jedes höhere Streben zu unterbinden».[43]

Hartwichs offenes Bekenntnis und sein Dopingbegriff widerspiegelt durchaus die Ansicht der damaligen Zeit. Künstliche Leistungssteigerung war nicht grundsätzlich negativ konnotiert. Ethisch-moralische Ar-

40 Ebd., S. 338.

41 Wilhelm Knoll, Von der sportärztlichen Arbeit, in: Schweizerische Medizinische Wochenschrift. 59/7 (1929), S. 164f.; vgl. auch Wilhelm Knoll, Die sportärztlichen Ergebnisse der II. Olympischen Winterspiele in St. Moritz 1928, Bern 1928. Wilhelm Knoll wurde 1928 zum ersten Präsidenten der Internationalen Sportärztlichen Vereinigung gewählt.

42 Alexander Hartwich, Calcio-Coramin in der sportärztlichen Praxis, in: Schweizerische Medizinische Wochenschrift, 67/5 (1937), S. 98–99.

43 Ebd., S. 99.

gumente, die Bedeutung der Fairness im Spitzensport oder Wettbewerbsverzerrung wurden zwar thematisiert, entscheidend waren jedoch naturwissenschaftliche Argumente. Doping begann dort, wo es toxisch wirkte und wo eine echte Gefährdung der Gesundheit zu befürchten war. Die toxische Wirkung war jedoch eine Frage der Dosierung, die Definition weitgehend subjektiv und informell.

Vielmehr provozierte Hartwich mit der Einstellung, dass der Sportarzt nunmehr mit Calcio-Coramin über ein Präparat verfüge, das «praktisch ungiftig, ohne spezielle Indikation verwendbar und peroral zu gebrauchen ist, *das den Sportlern selbst in die Hand gegeben werden kann.* [...] Die Verwendung von Calcio-Coramin durch die Sportler selbst ist nicht bloss ärztlich indiziert, sondern auch vom sportlichen Standpunkte aus gestattet, da hier von einem – selbstverständlich verbotenen – Doping ja keine Rede sein kann.»[44] Hartwich hatte einen Tabubruch begangen, indem er das Mittel dem Sportler selbst in die Hand geben wollte und damit die ärztliche Kontrolle über die Vergabe delegierte. In einer Phase, in der die Sportwissenschaft sich als neue Disziplin etablieren und gegen den Dünkel traditioneller Wissenschaften behaupten musste, konnte dies nicht hingenommen werden.

Doping – eine Frage der Vernunft

Besonders heftig reagierte der junge Schweizer Arzt Gottfried Schönholzer. In seinem in Fachkreisen vielbeachteten Referat anlässlich des 1. Sportärztlichen Zentralkurses 1937 in Bern diagnostizierte er einen, «was Calcio-Coramin» betrifft, «mindestens eigentümlichen Standpunkt», den Hartwich einnehme.[45] Die Propagierung dieser Mittel unter den Sportlern, «so dass man sie ihnen einfach zur freien Verfügung in die Hand gibt, wie es Hartwich verlangt, scheint mir [...] völlig indiskutabel», so Schönholzer. «Sie gehören selbstverständlich in jede Notfallapotheke und auf jeden Sportplatz», aber «Coramin und Cardiazol gehören in die Hand des Sportarztes [...]». Er stellte zusammenfassend fest, «dass es sich um pharmakologisch sehr wirksame Substanzen handelt, denen in vielen Fällen eine leistungssteigernde Wirkung im Sport zukommt [...]».[46] Schönholzers Vortrag, für die damalige Zeit bemerkenswert differenziert, ist weder ein Statement gegen Coramin noch gegen die künstliche Leistungssteigerung im Sport. So wendet er sich explizit

44 Ebd., S. 99.
45 Schönholzer, Die Frage des Dopings, S. 171–193.
46 Ebd., S. 185.

gegen die Ansicht des Physiologen Hans Seel, dass «jede Abweichung von den natürlichen Lebensbedingungen abzulehnen» sei.[47] Für Schönholzer war Seels Grundgedanke zwar richtig, aber «gekünstelt». Wegweisend für eine Definition, «was überhaupt unter Doping zu verstehen ist, muss die Vernunft sein».[48] Schönholzers Vernunftgedanke schloss ethisch-moralische Werte ein, orientierte sich aber weitgehend am ökonomischen Effizienzprinzip. Die Verabreichung einer Spezialität war für ihn gerechtfertigt, wenn die körperliche Schädigung bei ausgedehntem Gebrauch im Sportbetrieb wissenschaftlich nicht exakt nachgewiesen war. Er argumentierte nicht etwa so, wie es die ärztliche Ethik vorgegeben hätte, dass auf die Verabreichung zu verzichten sei, so lange eine Unsicherheit der Schädigung bestand. Schönholzers Rede enthielt in Grundzügen jene Argumente, mit denen die Sportmedizin in Dopingfragen die Deutungsmacht erlangte und in den folgenden Jahrzehnten ein Monopol errichtete: die Wirksamkeit und Schädlichkeit eines Medikamentes aus der Expertenperspektive flexibel halten, einen Monopolanspruch der Sportmedizin bezüglich Dopingdefinitionen reklamieren und die Indikation von leistungssteigernden Mitteln nicht delegieren.[49]

Während Schönholzer nicht klar Stellung gegen die künstliche Leistungssteigerung bezieht, wird Professor Rudolf Staehelin, Direktor der medizinischen Klinik Basel, deutlicher.[50] Er verweist auf ein Buch über Cardiazol, in dem verschiedene Texte dieses Produkt empfehlen würden, «zur Behandlung mannigfaltige physischer Erschöpfungszustände (infolge forcierten Sporttreibens oder nach Märschen)».[51] Besonders merkwürdig findet Staehelin die Feststellung, das Mittel sei vollkommen ungefährlich und dass es «mit Cardiazol gelingt, die Leistungsfähigkeit bei körperlichen Anstrengungen zu erhöhen und etwaige Kreislaufstörungen bei besonders schweren Beanspruchungen zu vermeiden».[52] Das müsse deshalb Bedenken erregen, weil man daraus eine Empfehlung ableiten könne, die Konkurrenzfähigkeit von Sportlern zu erhöhen. Eine solche Arzneimittelanwendung entspreche nicht den Aufgaben eines gewissenhaften Arztes. Dabei bezieht er sich ebenfalls auf Hartwich, der

47 Für erste Zusammenstellung leistungssteigernder Arzneien vgl. Hans Seel, Medikamentöse Beeinflussung der Leibesübungen, in: Wilhelm Knoll, Arno Arnold, Normale und pathologische Physiologie der Leibesübungen, Leipzig 1933, S. 259–262.

48 Schönholzer, Die Frage des Dopings, S. 174.

49 Singler, Doping und Enhancement, S. 25; Aeschimann, Dopingdiskussionen am Beispiel von Dianabol, S. 84.

50 Rudolf Staehelin, Analeptica und Sport, in: Schweizerische Medizinische Wochenschrift 67/47 (1937), S. 1113–1114.

51 Cardiazol, Firma Knoll & Co., A.-G., Liestal 1937.

52 Staehelin, Analeptika und Sport, S. 1114.

empfehle, Coramin jedem Sportler «problemlos» in die Hand zu geben. Ein Arzt müsse nicht nur mit «Nachdruck davor warnen», er müsse auch dagegen «protestieren», wenn mit Analeptica die «Hemmungsmechanismen» ausgeschaltet würden, um die sportliche Leistung zu erhöhen.[53]

Pervitin – die neue Dimension der Leistungssteigerung

Damit war die Coramin-Diskussion nicht völlig ausgereizt, sie neigte sich jedoch dem Ende zu. Der Sportarzt A. Kessler empfahl 1940 Calcio-Coramin, um rekonvaleszente Sportler schneller dem Training zurückzuführen, um Gefahren des Übertrainings vorzubeugen und um den Übergang zu grossen Leistungen zu erleichtern.[54] Darauf reagierte Schönholzer zwar umgehend, aber gelassener als 1937 am Sportmedizinischen Kongress in seiner Replik auf Hartwichs Forderung, Coramin den Sportlern in die Hand zu geben. Es gebe ohne jeden Zweifel Mittel, die die Leistungen eines Wettkämpfers heben können, obwohl dies im Einzelfall schwer nachzuweisen sei, argumentiere er. Aber die Wissenschaft hätte unterdessen Mittel, «die ausserordentlich wirksam sind und den Effekt des CC, der doch oft sehr fraglich ist, um ein vielfaches übersteigen».[55]

Mit den neuen Mitteln und den neuen Möglichkeiten der Wissenschaft trat die Dopingdiskussion in ein neues Stadium. Schönholzer legte in seiner Replik auf Kessler ein Bekenntnis ab, das sich jenem von Hartwich näherte. Die wesentliche Frage sei nicht, ob eine Steigerung möglich sei, sondern ob Steigerungsversuche im Interesse der Gesundheit des Wettkämpfers oder im Interesse des Sportbetriebes seien und was der Endzweck der Leistung sei. «Ist der Endzweck unserer Bemühungen die Leistung, besonders die einmalige Leistung, dann ist auch alles erlaubt, was die Leistung steigert, sei es C.C. oder seien es irgendwelche anderen Mittel.»[56] Die sportliche Hochleistung wurde von Schönholzer im Jahr 1941 unter dem Eindruck des Zweiten Weltkrieges explizit mit einem Kriegseinsatz verglichen. Habe ein Sturmtrupp die Aufgabe, eine Stellung mit vollem Einsatz zu nehmen, spiele das Leben eines Einzelnen keine Rolle und somit wäre es lächerlich, über eine eventuelle Herzschä-

53 Ebd., S. 1114.
54 A. Kessler, Calcio-Coramin (jetzt coramin-R-Tabletten) in der ärztlichen und sportärztlichen Praxis mit besonderer Berücksichtigung des tropischen und subtropischen Klimas, in: Schweizerische Medizinische Wochenschrift 70/45 (1940), S. 1081–1083.
55 Gottfried Schönholzer, Calcio-Coramin (Coramin-R) in der sportärztlichen Praxis, in: Schweizerische Medizinische Wochenschrift, 71/5 (1941), S. 1940–1941.
56 Ebd., S. 1941.

digung oder Überanstrengungszustände zu diskutieren. «Es ist am Platz, mit allen verfügbaren Mitteln das Maximum herauszuholen.»[57]

Die Militärrhetorik und die Analogie zum Leistungsgedankens im militärischen Kontext mag unter dem Einfluss des Zweiten Weltkrieges stehen. Und zweifellos förderte der Krieg die Akzeptanz von leistungssteigernden Mitteln auch im Hochleistungssport. Aber den Sonderstatus des Hochleistungssports hatte Schönholzer schon in seinem Dopingvortrag von 1937 angedeutet. Beim Berufssportler – dabei bezog er sich explizit auch auf «viele olympische Amateure» – sei die Frage des Dopings «vielleicht etwas komplizierter und man fragt sich, ob man das Recht hat, ein Urteil zu bilden. Man kümmert sich schliesslich auch nicht um das Privatleben von Zirkuskünstlern, die aus harten materiellen Interessen gezwungen sind, das beste aus ihrem Körper herauszuholen, und wo die im Sportgedanken enthaltenen Ziele sehr sekundär sind».[58] Der Hochleistungssport hatte sich nach Ansicht von Schönholzer in den 1930er Jahren vom Gesundheitssport abgespalten und ausdifferenziert, was zur Folge hatte, dass der eigentliche Sportgedanke, Gesundheit oder Fairness, sekundär geworden sei. Das Ziel sei die einmalige Höchstleistung, für dessen Erreichung alle verfügbaren Mittel eingesetzt werden müssten.

Die neue Spezialität, um die sich die Diskussion fortan drehte, wurde im Jahr 1938 von den Temmler-Werken in Berlin unter dem Handelsnamen Pervitin auf den Markt gebracht. Sie enthielt den Wirkstoff Methamphetamin (umgangssprachlich Crystal Meth, Meth oder Crystal), eine synthetisch hergestellte Substanz aus der Stoffgruppe der Phenylethylamine. Pervitin unterdrückte Müdigkeit, Hungergefühl und Schmerz, kann aber auch zu Psychosen und Paranoia führen. Im Zweiten Weltkrieg bezog die deutsche Wehrmacht mehrere Millionen Tonnen Pervitin.[59] Im Sport erlangte das Produkt anlässlich des «Wunders von Bern» später eine beachtliche Popularität. Die Spieler der deutschen Fussball-Nationalmannschaft sollen vor ihrem Sieg an der Fussball-Weltmeisterschaft 1954 in Bern mit Pervitin behandelt worden sein, wie in späteren Forschungsarbeiten begründet vermutet wurde.[60]

Bereits im Jahr 1940 veröffentlichten B. Steinmann und Ulrich Frey an der Medizinischen Universitätsklinik Bern eine Arbeit über «die

57 Ebd.
58 Schönholzer, Eine Frage des Dopings, S. 190.
59 Norman Ohler, Der totale Rausch: Drogen im Dritten Reich, Köln 2015.
60 Vgl. die zusammenfassende Darstellung in: Doping in Deutschland von 1950 bis heute aus historisch-soziologischer Sicht im Kontext ethischer Legitimation.

Kreislaufwirkung des Pervitins bei ruhenden Gesunden».[61] Zwei Jahre nach der Markteinführung stellten die Autoren fest, dass Pervitin «eine enorme Steigerung der Leistungsfähigkeit bis zum Nichtmehrkönnen» bewirken könne und es deshalb «leicht begreiflich» sei, «dass Pervitin infolge der erwähnten Eigenschaften schon weitgehend Einzug in militärische und sportliche Kreise gefunden hat». Aus heutiger Sicht bemerkenswert an dieser Feststellung ist, wie selbstverständlich Vorstellungen von Leistung und Leistungserbringung im militärischen Kontext auf den Sport und den Hochleistungssport übertragen wurden.

Die Autoren Frey und Steinmann bezeichneten Pervitin als «Dopingmittel», ohne zu definieren, was sie darunter verstanden. Sie gaben lediglich zu bedenken, dass «Nachteile» des Pervitins zu wenig beachtet würden.[62] Aus der Argumentation im Text kann angenommen werden, dass sie unter Nachteilen nicht Gedanken der Fairness oder sportliche Wettbewerbsverzerrung meinten, sondern gesundheitsschädigende Aspekte. Von Nachteilen im sportlichen Kontext berichtete der Militärarzt Michel Demole ein Jahr später in der *Revue Militaire Suisse* unter Berufung auf die Beobachtungen des Psychologie-Professors John E. Staehelin an einem Cross-Country-Wettkampf über fünf Kilometer.[63] Fünf der 150 Teilnehmer sollen ein bis drei Tabletten Pervitin eingenommen haben («entre autre dopings»), drei erlitten einen Kreislaufkollaps, einer verstarb. Demole diskutierte ausserdem einen ihm bekannten Fall, als während eines militärischen Grossmarsches ein junger Mann vier Tabletten eingenommen habe und kollabierte. Pervitin wurde im Schweizer Militär ärztlich verordnet, limitiert auf höchstens zwei Tabletten am Tag, was Demole zumindest im militärischen Kontext akzeptierte.

John E. Staehelin beschrieb zuvor die «Bedeutung der sogenannten Weck-Amine für die Neurologie und Psychiatrie» und empfahl, diese Mittel bei körperlich und geistig Gesunden nur in Ausnahmefälle anzuwenden. Im sportlichen Wettkampf wollte er sie vollends verbieten. «Wenn sie zu diesem Zweck und zur Erlösung aus Mattigkeits- und Übelkeitszuständen nach alkoholischen und anderen Exzessen, zur Behebung von Verzagtheitsstimmungen in unserem Lande schon reichlich Verwendung gefunden haben, so weist das [...] auf eine durchaus ungesunde Einstellung hin, die aber irgendwie in unsere dynamische und

61 B. Steinmann und U. Frey, Die Kreislaufwirkung des Pervitins bei ruhenden Gesunden, in: Experimental Medicine, 107/6 (1940), S. 60–74.
62 Ebd., S. 61.
63 Michel Demole, Les dangers de la pervitine, in: Revue Militaire Suisse, 87/10 (1942), S. 472–481, in: http://www.e-periodica.ch/cntmng?pid=rms-001:1942:87::722 (29.7.2016).

mechanisierte, mehr für äussere glanzvolle Höchstleistungen als für nüchterne, echte, gewissenhafte Arbeit empfängliche Zeit passt.»[64]

Staehelins moralische Argumentation passte nicht in die Zeit. Viel eher setzten sich jene durch, die das Produkt propagierten, um die realen körperlichen und psychischen Fähigkeiten des Menschen mittels Pharmaka zu erhöhen, wie es in der Argumentation von Gérard C. Savoy zum Ausdruck kommt: «Nous avons la conviction qu'on a beaucoup exagéré les dangers de la Pervitine.»[65] Der Lausanner Professor kritisiert die offiziellen Empfehlungen von höchstens zwei Tabletten täglich, denn der Effekt «de 1 à 2 Comprimés pour une action de guerre est illusoire». Savoy stellte fest, gestützt auf eigene Untersuchungen, dass im Kriegseinsatz zwei Tabletten täglich illusorisch wenig seien und forderte weit höhere Dosen. Denn der moderne Krieg, «ebenso der Spitzensport», verlange heutzutage derart hohe Anstrengungen, die in keinem Verhältnis zu den realen physischen und moralischen Möglichkeiten der Menschen stünden.[66] Diese Vorstellungen von der Formbarkeit des menschlichen Körpers, seiner wissenschaftlichen Zurichtung, von der Ausdehnung der menschlichen Leistungsfähigkeit mittels Fortschritten der Wissenschaft im Dienst von Krieg und Spitzensport, erreichte in akademischen Kreisen mit Pervitin somit einen vorläufigen Höhepunkt.

In Publikumsmedien wurde hingegen ein anderes Körper-Ideal propagiert – um mit Foucault zu sprechen: von der offiziellen Sportpolitik «diskursiv gesteuert». Im Frühwinter 1941 erschien fast gleichzeitig in der *Neuen Zürcher Zeitung* und im *Tages-Anzeiger* ein Artikel über «das Doping». «Der bekannte Berner Sportarzt» Gottfried Schönholzer hatte eingeladen, um vor einem «kleinen Kollegium von Sportredaktoren» den «Übergang von Nährstoffen zu Reizstoffen» zu erklären. Er war damals auch Mitglied der sportärztlichen Kommission des Schweizerischen Landesverbandes für Sport, somit in sportpolitisch offizieller Funktion unterwegs und etablierte sich in der Nachkriegszeit als einer der weltweit einflussreichsten Sportmediziner. Der Vortrag war ein Appell an die «Sportmoral», an die «allgemeine körperliche Ertüchtigung» und die «Kameradschaft». Er definierte Doping als eine «Gefahr für die Sport-

64 John E. Staehelin, Die Bedeutung der sogenannten Weck-Amine für die Neurologie und Psychiatrie, in: Schweizerische Medizinische Wochenschrift, 71/42 (1941), S. 1197–1202.

65 Gérard C. Savoy, Doping et Pervitine, in: Schweizerische Medizinische Wochenschrift 75/15 (1945), S. 331–333.

66 Ebd., S. 333.

bewegung als Ganzes» und als «groben Verstoss gegen die sportliche Anständigkeit».[67]

Den Hochleistungssport klammerte Schönholzer jedoch aus. Vielmehr bemühte er auch hier das Bild vom Soldaten im Kriegseinsatz und seine unbedingte Hingabe an die einmalige Höchstleistung. Die Kriegsmetaphorik im Zusammenhang mit Sport, Höchstleistung und Doping muss zweifellos vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkrieges gesehen werden. Auch kann davon ausgegangen werden, dass der Leistungsgedanke im militärischen und kriegerischen Kontext einen entscheidenden Einfluss auf den Hochleistungssport ausgeübt hat. Das bedeutet letztlich, dass die Akzeptanz, Dopingmittel einzusetzen, gefördert und Hemmschwellen gegenüber künstlicher Leistungssteigerung vermindert wurden. Dass sich der Berufssport und die olympischen Amateure jedoch wie die Soldaten vom «gewöhnlichen Leben» längst abgespalten hatten, diese Ansicht hatte sich schon früher herausgebildet. Der Sport mit seinem Leistungs-, Konkurrenz-, Rekord- und Starprinzip hatte in den 1920er, spätestens in den 1930er Jahren eine markante gesellschaftliche Popularität erlangt. Nicht zuletzt unter dem Einfluss der Massenmedien, der neu gegründeten Fachzeitschriften, der eigens eingerichteten Sportressorts und des Radios, entwickelten sich Sportereignisse auch zu bedeutenden ökonomischen Zweigen der Industrie. Die Stars schliesslich wurden von der Politik als Vorbilder für die Jugend und als Rollenträger nationaler Leistungsfähigkeit vereinnahmt. Dieser gesamtgesellschaftliche Bedeutungswandel des Sports hatte Folgen auch für die Ansichten über Leistung und Leistungssteigerung. Die Perfektionierung des Menschen und des Athletenkörpers war zur wissenschaftlichen Herausforderung geworden und liess ethisch-moralische Bedenken in den Hintergrund rücken.

Schlussbetrachtungen

Nach dem Ersten Weltkrieg begann sich ein neues spezialisiertes Fach innerhalb der etablierten naturwissenschaftlichen Disziplinen herauszubilden: die Sportmedizin. Schweizer Sportmediziner um Wilhelm Knoll oder später Gottfried Schönholzer galten weltweit als Pioniere und waren international gut vernetzt. Die Akzeptanz der Sportmedizin stieg parallel mit der Wandlung des Sports zum Massen- und Freizeitphänomen und der gleichzeitigen Ausdifferenzierung in Hochleistungs- und Berufs-

67 Diskussionen um das Doping, in: Neue Zürcher Zeitung, 3.11.1941; Sport mit «künstlichem Motor». Das Doping, eine Gefahr für die Jugend?, in: Tages-Anzeiger, 31.10.1941.

sport. Mit dieser Entwicklung einher ging die zunehmende Verwissenschaftlichung der sportlichen Leistung, beeinflusst von der Arbeits- und Kriegsmedizin, und damit auch die Frage nach der Verwissenschaftlichung des Spitzensports und dem Einsatz von Dopingmitteln. Die Haltung der Sportmediziner bei Fragen des Dopings war von Beginn an ambivalent. Dies mag in der Natur der Sache liegen, ist die Sportmedizin doch präventiv und leistungssteigernd orientiert.

Frühe Dopingdiskussionen waren auch von moralischen und ethischen Gedanken, von Fairness und Überlegungen zur Wettbewerbsverzerrung geprägt. Mit zunehmender Popularisierung des Sports, im Spannungsfeld von Sportpolitik, wirtschaftlichen Interessen, den neuen Möglichkeiten der Wissenschaft und nicht zuletzt unter dem Eindruck des Zweiten Weltkrieges traten moralische Aspekte vermehrt in den Hintergrund. Zwar habe Doping im eigentlichen Sportgedanken nach wie vor keinen Platz. Aber im Hochleistungs- oder Berufssport würden die im Sportgedanken enthaltenen Ziele sekundär, wichtig sei die einmalige Höchstleistung – diese Haltung setzte sich unter den führenden Experten durch. Die Argumente drehten sich nun vermehrt um das wissenschaftlich Mögliche und um gesamtgesellschaftliche Notwendigkeiten. Die entscheidende Frage für den Einsatz einer Spezialität und letztlich für die Dopingdefinition war nicht eine ethische, sondern, analog zum Krieg, ob ein Mittel wirkungsvoll, ob es schädlich und ob die Schädlichkeit auch wissenschaftlich nachgewiesen sei. War die Schädlichkeit nicht erwiesen, schien die Anwendung möglich und auch notwendig. Dies konnte an Diskussionen unter Sportmedizinern für die Beispiele Coramin und Pervitin aufgezeigt werden.

Weiterführende Untersuchungen müssten sich mit Prozessen und Dynamiken befassen, die nach dem Zweiten Weltkrieg dazu führten, den Athletenkörper im «höheren» Interesse der Wissenschaft, der Wirtschaft und der Politik wissenschaftlichen Bedingungen auszusetzen, die in hohem Masse schädlich waren und letztlich zur «Entfesselung des Leistungsdenkens» im Hochleistungssport führten. Mittels anaboler Steroide, den synthetischen Abkömmlingen des männlichen Sexualhormons Testosteron, gelangten zudem Spezialitäten auf den Markt, die nicht mehr nur die Beeinflussung der Nervenbahnen erlaubten, sondern den direkten Zugriff auf die Muskelfasern. Spezifisch wären die «strukturellen Dynamiken und Beziehungskonstellationen des Hochleistungssports» zu betrachten, die sich in den 1930 Jahren herausgebildet haben und nach dem Zweiten Weltkrieg weit stärker akzentuieren sollten und eine Dopingmentalität *zwingend forderten*. Der Sportsoziologe Karl-Heinrich Bette fasste diese Dynamiken in der griffigen Formel der

«Dopingfalle» zusammen.[68] Es wären die gesellschaftspolitischen Bedingungen und Prozesse zu erforschen, die in den Nachkriegsjahren Dopingpraktiken in der Illegalität förderten, die zur Tabuisierung von Doping führten und eine «subversive Untergrundmoral» (Bette) aller beteiligten Akteure etablierte. Eine kritische Betrachtung dieser Prozesse wäre wünschenswert, dürfte aber ohne entsprechende Quellenbasis schwierig sein.

68 Bette, Schimank, Die Dopingfalle, 2006.